Zeitschrift: Helvetische Militärzeitschrift
Band: 1 (1834)
Heft: 20

Rubrik: Miszellen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

keit ist, daß die Geschäfte keine Unterbrechung leiden, die von übeln Folgen sein könnte.

Im vierten Titel, „Einschreibung und Aushebung" heißt es §. 53 Lit. F: „Die Schützen-Compagnien der eidgenössischen Marschbataillone werden durch solche Mannschaft der Centrum-Compagnie des nämlichen Bataillons ergänzt, welche sich durch fertiges Exerziren und richtiges Schießen ausgezeichnet, durch ihren Diensteifer hervorgethan und bereits 2 Jahre im Bataillon gedient hat rc." — Dieß ist eine höchst nothwendige Bestimmung, die bis dahin bei der Auswahl der Schützen nur wenig berücksichtigt wurde. Es befinden sich gegenwärtig viele träge, übelgebaute und schwächliche Leute unter den Schützen, die durchaus nicht im Stande wären, einen anstrengenden und beschwerlichen Felddienst auszuhalten. Die wirkliche und wahre Kraft des Feuers der Bataillone liegt in den Tirailleur-Compagnien, nicht nur aber in der Schießfertigkeit des Mannes, sondern in seiner Gewandtheit für das Manchfache dieses Dienstes überhaupt; und auch für den Vorpostendienst wird man bei uns Schweizern vorzugsweise die Schützen, wegen des Mangels an Cavallerie, in Anspruch nehmen: daher ist die sorgfältige Auswahl kräftiger, gewandter und intelligenter junger Leute für die Tirailleur-Compagnien unerläßlich.

Die weise Einrichtung (§. 55), daß die beiden Bataillone des Auszugs, statt je aus einer Hälfte, aus dem ganzen Kreise gezogen werden, so daß also der eine Bruder eines Hauses zum 1sten Bataillone und der andere zum 2ten eingetheilt wird, verhindert, daß bei einem theilweisen Aufgebote nicht eine ganze Gegend von junger Mannschaft entblößt wird, und entspricht vollkommen der Einrichtung der verbrüderten Bataillone vor 1798, die eine treffliche Idee war und eine Nachahmung der alten preußischen Quartier-Eintheilung.

Im sechsten Titel ist von der Bewaffnung, Bekleidung und den Pferden die Rede. Die Bewaffnung betreffend, theilen wir die Minoritäts-Meinung der Commission, daß nemlich der Staat auch die Landwehr bewaffne, wenigstens diejenige, die ihre Dienstpflicht im Auszug erfüllt hat (d. h. mit ein paar Ausnahmen alle). Daher sollte der erste Satz des §. 62 dahin verändert werden: „Der Staat liefert die Bewaffnung der Auszüger und der im Auszug ausgedienten Mannschaft aller Waffengattungen." — Es wäre wohl unbillig, der Landwehr diese neue Auflage einer Bewaffnung nach 10jähriger Dienstzeit aufzubürden. Entweder soll sich die Mannschaft beim Eintritt in den Auszug selbst bewaffnen, oder der Staat soll die Bewaffnung bis zur vollendeten Dienstzeit liefern.

Den §. 65, der die Bestimmung der Selbstbewaffnung der Landwehrmannschaft enthält, wünschten wir durch einen andern Inhalt erfüllt, des Sinnes, daß jährlich an der Vormusterung eine genaue Waffen-Inspection gemacht werde, und alles Fehlerhafte nach derselben sogleich durch geschickte, zu diesem Zweck eigends bestimmte Büchsenschmiede auf Unkosten des Trägers nach einem billigen Tarif wieder in Stand gesetzt werde.

Damit aber unsere Bataillone immer wohl bewaffnet zu einem plötzlichen Aufbruch bereit seien, sollte die Regierung die Kosten einer doppelten Bewaffnung des 1ten und 3ten eidgenössischen Contingents nicht scheuen, und in jedem Kreis ein Waffenmagazin anlegen, so daß die Bataillone bei jedem augenblicklichen Aufgebot ihre schlecht conditionirten Waffen gegen gute austauschen könnten. Die Kosten sind zwar nicht gering, aber was ist kostbarer im Kriege als die Zeit? Von welchen unberechenbaren Folgen könnte nicht die Verspätung eines Truppen-Corps sein, das wegen Waffenreparatur einen oder zwei Tage später in der ihm angewiesenen Linie eintreffen würde?

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Bemerkungen über das Kriegswesen im dreißigjährigen Kriege.

(Fortsetzung.)

Sollte es uns wundern, daß ein so lange dauernder Krieg, wie der dreißigjährige, Männer eigener Art bildete? War er doch selbst der Zeitpunkt, wo die Weiber sogar einen Muth zeigten, wie er in ihrem Geschlechte selten gefunden wird. Die Königin von Böhmen, freilich eine stolze Engländerin, war die einzige Person, die nach der Prager Niederlage Geistesgegenwart zeigte. Zu der Zeit, wo sie fast blos von fremder Unterstützung lebte und kaum wußte, wo sie ihr Haupt hinlegen sollte, that ihr der Wiener Hof den Vorschlag, ihren ältesten Sohn in Wien und in der katholischen Religion zu erziehen, und ihm dann eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin zu geben. „Eher wollte ich ihm die Kehle abschneiden, als dies zulassen!" antwortete sie. Eleonora, die Königin von Schweden, verließ die Freuden der Residenz und stellte sich an die Spitze eines Corps, das sie ihrem Gemahl nach Deutschland zuführte. Die Kurfürstin von Brandenburg schloß mit Gustav Adolph einen Traktat ab, als ihr Gemahl und alle seine Räthe verreist waren. Amalia, die Landgräfin von Hessen, war — fast unglaublich — in diesen schrecklichen Zeiten ihr erster Minister, Geheimschreiber und Heerführer; und ihr Muth, ihre Einsicht, ihre deutsche Treue bewahrte sie vor allen Mißgriffen, die wohl öfters mit der Selbsterhaltung beschönigt werden. „Mollior cera mulier fluenti, durior saxis eadem marinis flectit aut frangit violenta durum, lubrica mollem!" So bezeichnet ein Dichter ihrer Zeit das herrliche, ausserordentliche Weib, das weltberühmt sein würde, hätte es auf einem höhern Throne gesessen.

Der Geist der damaligen Zeit brachte es bei den

Großen mit sich, eine Freigebigkeit zu üben, die wir mehr bewundern als loben können, besonders da sie auf traurige Quellen: Erpressung und Raub und Plünderung begründet war. Gustav Adolph allein dürfte, bei gleicher Freigebigkeit, dieser Anklage entgehen. Inzwischen, so wenig er geizig und genau war, so wenig ist das, was er gab, mit dem zu vergleichen, was man wohl sonst in der Art sah. Wallenstein beschenkte nicht leicht einen Stabsoffizier mit weniger als 3 bis 4000 Thalern. Nach der Schlacht bei Nördlingen ernannte der Cardinal Infant einen General zum Ritter von St. Jago mit einem bedeutenden Jahrgehalt, und gab dem alten Piccolomini einen Diamantring, nebst einer Commenthurei von 6000 Thl. jährlicher Einkünfte. Dem General Verduge zahlte der Kaiser beinahe 24,000 Th. für den gefangenen jungen Prinzen von Anhalt. Tilly bekam mehrere Herrschaften in Niedersachsen. Wallenstein erhielt erst das Herzogthum Sagan, und dann noch eine zweite und dritte gleiche Herrschaft. Der alte Tilly vermachte dem alten Wallonen-Corps 60,000 Th. und einen kostbaren Ring, um eine Cantorei dafür zu Ehren der heiligen Jungfrau von Oettingen zu stiften. Der Herzog von Weimar vertheilte einmal eine gleiche Summe unter seine Obersten und eine Monatslöhnung an die Gemeinen, welche noch eine Summe von 72,000 Th. ausmachte.

Aber freilich — auf wessen Kosten gingen diese Geschenke? Das wissen die Annalen der Städte und Länder jener Zeit wohl zu erzählen. Contributionen und Requisitionen folgten einander in unerhörtem Maße. Jeder, der ein Kommando hatte, erpreßte wie und wo er konnte. In der kaiserlichen Armee war es 1627 schon so weit gekommen, daß selbst Tilly die strengsten Befehle dagegen erlassen mußte. Er setzte Todesstrafe darauf. Allein was und wie lange half's? Die ganze Kriegskunst der Kaiserlichen bestand, wie es schien, oft nur in der Erhebung von Contributionen von Seiten der Generale und in der Plünderung bei den Gemeinen. In 16 Monaten kosteten die beiden Regimenter Pappenheim und St. Julian der Mittelmark 372,000 Th., und Wallenstein erpreßte im Brandenburgischen zum Mindesten 2 Millionen Th., nach Andern sogar 12 Millionen in Zeit von etwa einem Jahre. Auf diese Weise kann man freilich den Großmüthigen spielen und doch ungemein reich werden.

Wallenstein konnte so, wie ein König oder Kaiser, Leibwache und Hofstaat halten. In Hamburgs Bank hatte er stets für unvorhergesehene Fälle über eine halbe Million Thaler liegen. Fast gleiche Summen sandten Tilly und Aldringer in die Bank von Venedig. Wie reich Bernhard von Weimar, der elfte Sohn seines Hauses, war, zeigte das angeführte Geschenk. Ihm kam in beiden der an sich arme Graf von Mansfeld gleich. Mehrere Jahre unterhielt er auf Kosten der von ihm heimgesuchten Länder ein Corps von 20,000 Mann und starb reich!

Dabei dürfen wir nicht den Aufwand in Tafelgeschirr, in Equipagen, Gepäck und in Uniformen vergessen. Von dem erstern Allen ist schon anderwärts gesprochen worden. Was die letztern anbetraf, so waren sie durch mancherlei Nebendinge sehr kostspielig.

Jeder Krieger von Stande trug z. B. seine Halskrause in dieser oder jener Form gewöhnlich so, daß sie auf die Schultern herabfiel. Dann suchte jeder mit einer kostbaren Kette geschmückt zu sein, die manchmal mit Edelsteinen besetzt und sauber gearbeitet, auch um den ganzen Hals herumgieng und auf die Brust herabhing. Zum Theil mochte auch wohl hiebei die Absicht obwalten, durch so eine Kette, im Fall man in Gefangenschaft gerieth, die erste Wuth des Feindes zu besänftigen und dadurch die Aussicht auf eine gute Ranzion zum Pardon zu bewegen.

Um noch einige Eigenthümlichkeiten eines damaligen Kriegers zu zeichnen, bemerken wir noch, daß jeder fast seine Haare kurz à la Soldatesque, wie man es nannte, aber sauber durchkämmt, gescheitelt, auch wohl vorn auf der Stirn gekräuselt trug. Das letztere thaten wenigstens Pappenheim und Piccolomini. Knebelbärte galten für unentbehrlich. Man wird nicht leicht ein Gemälde der damaligen Herren ohne einen solchen Schmuck sehen. Die Schärpe war gewöhnlich äusserst reich gestickt und so prachtvoll als möglich. Das Schwert war lang und schwer, die Pistolen ebenfalls sehr lang. In beiden achtete man auf vorzügliche Güte. Die Stiefeln waren weit, dick, mit hohen Stolpen versehen, hinten darum weit ausgeschnitten. Eine Pistolenkugel durchbohrte sie höchstens fast unmittelbar darauf gehalten. Ganz eigenthümlich waren aber die damaligen Sporen. Sie hatten mehrere kleine, erbsengroße Schellen in dem dicken Halse, der die Räder enthielt; und diese mit ihnen machten ein Geklingel, das die Pferde antrieb, ohne die Spitzen zu fühlen. Es übertreffen diese Klingelsporen die unsern an Größe und Dicke bei weitem. Viele Generale waren noch vom Kopfe bis zum Fuße bewappnet und ihre Rüstung wurde dann köstlich mit Gold und Silber ausgelegt. Die Schweden trugen jedoch bloß dünne Brust- und Rückenharnische mit Leder ausgefüttert. Gustav Adolph begnügte sich gar nur mit einem Koller von Elensleder.

Den alten Tilly beschreibt ein Zeitgenosse, der ihn an der Spitze einer marschirenden Colonne fand, folgendergestalt:

Er ritt auf einem kleinen Croatenklepper, in grünseidenem Wamms mit Puffärmeln und eben solchen Hosen, so wie einem runden Hut, der schief auf der Seite saß. Eine rothe Strausfeder hing von ihm bis aufs Pferd herab. Um die Hüften ging ein Gürtel, in dem sein Schlachtschwerdt hing. In dem einen Halfter stack ein Pistol. Als ihn der Marschall Grammont, der dies erzählt, grüßte, meinte Tilly selbst: Gewiß wundert Ihr Euch über meinen etwas ungewöhnlichen Anzug und findet ihn nicht ganz nach französischem Geschmack. Indessen es ist meine Art so, und das ist mir genug.

Ich weiß, mein kleiner Klepper und das einzige Pistol setzen Euch auch in Staunen. Damit Ihr aber vom Graf Tilly keine unrechte Vorstellung hegt, so wißt, daß ich sieben Schlachten von Bedeutung lieferte, ohne einmal dies Pistol losschießen zu müssen, und daß der kleine Klepper mir nie seinen Dienst versagte oder mich je abgeworfen hätte.

*

Duelle waren im dreißigjährigen Krige nicht gewöhnlich. Kaum von einem halben Dutzend weiß man. Dagegen ist es bekannt, daß höhere Offiziere die Ausforderung der Niedern nicht achteten, ohne darum an Ansehn zu verlieren. So ward Wallenstein gefodert, ohne darauf zu erscheinen. Am meisten fielen noch dergleichen bei den Kaiserlichen vor, und wir finden die Generale Aldringer, Stalhaus, Johann de Werth, den jüngern Pappenheim auf solche Weise ihren Muth bewähren. Der Schwedenkönig hatte zur Verhütung der Duelle ein Ehrengericht festgesetzt und strafte streng, die ohne ihn mit den Waffen Genugthuung suchten. Eine Folge dieser Sitte war, daß beleidigte Krieger niedern Ranges lieber schweigend den Dienst vertauschten.

Eine ausgezeichnete Rolle spielte in jener Zeit der Aberglaube. Ohne die Gestirne zu befragen, unternahm nicht gern irgend Einer etwas. Daher waren Astronomen und Astrologen, wie Tycho de Brahe, Braunborn, Gröbner, Herlicius, Baptista Seni u. s. w. ausserordentlich geachtet. Freilich lauteten ihre Urtheile so verschieden, wie es Religion und Politik gebot. Jeder las in den Sternen nach seinen Ansichten. Im Süden galt der Schwedenkönig für einen andern Alarich und Attila, für den Antichrist und eine Geisel Gottes; im Norden für den nordischen Löwen, das neue Licht in der Cassiopeja, die vis vivida reformationis. Jeder Fürst hielt sich einen oder mehrere Sternseher. Die Angaben dieser Männer bestimmten das Wesen und Treiben der Cabinete. Friedrich von der Pfalz nahm Böhmens Krone an, weil sein Astrolog es so im Horoscop gegründet fand. Wallenstein wurde aus ziemlich gleichem Grunde vom Kaiser abgesetzt. Als Herlicius starb, geriethen alle deutschen Heerführer und Fürsten in die größte Verlegenheit.

Aus dem Grunde, der diesen Männern so viel Gewicht gab, hielt man auch viel auf Anzeichen und Vorbedeutungen. Kinder kamen mit Sporen und Casquets und à la Modestiefeln zur Welt, z. B. in Magdeburg vor der Belagerung. Es regnete und schneite Blut. Man sah schwarze Regenbogen und Feldschlachten am Himmel. Den neuen Stern in der Cassiopeja, der 1572 entdeckt wurde, ließ Tycho de Brahe einen neuen Prinzen im Norden verkünden, von dem alle Bekenner der evangelischen Religion Heil zu erwarten hätten. Inwieweit die Prophezeihung sogleich oder nach Gustav's Erscheinen an der Elbe gegeben wurde, weiß ich nicht. Pappenheim stützte sich auf eine Prophezeihung in seiner Familie, daß ein Pappenheim Balafel, d. h. der Narbenvolle, auf einem weißen Streitroß einen Schwedenkönig Mann gegen Mann erlegen würde, und er, der wohl hundert Narben an sich hatte, glaubte fest an diese Sage, die — nie in Erfüllung gieng. Beide gingen in der Schlacht bei Lützen aus der Welt, aber ohne sich dabei zu sehen.

Anzeichen, Träume galten aus gleichem Grunde sehr viel. So machte es, wie der gleichzeitige Mart. Chemniz erzählt, aufs kaiserliche Heer einen übeln Eindruck, als man merkte, der Kriegsrath vor der Leipziger Schlacht sei in des Todtengräbers Hause gehalten worden, und die Schweden dagegen glaubten den Sieg schon in Händen zu haben, weil sich eine scheue Ringeltaube auf eine Standarte setzte und Gustav vorher träumte, er habe in einem Faustkampfe Tilly beim Schopf gefaßt und nicht wieder losgelassen, obschon er einen Biß in die linke Seite erhalten habe, was von der Niederlage der Sachsen galt.

Ein Zug verdient aber hier bemerkt zu werden: der Blitz schlug in das Grabgewölbe der dänischen Könige 1629 ein, und verbrannte alle Trophäen. Dies schüchterte den König von Dänemark so ein, daß er von dem Augenblicke an der friedfertigste Fürst war, so sehr er auch bis dahin mit Gustav Adolph und dem Kaiser Ferdinand Händel und Streit suchte. Er fürchtete Alles zu verlieren, weil dies Anzeichen stattgefunden hatte.

Der Glaube an bezauberte Waffen und Festmachen oder Gefrorensein, wie man es nannte, war allgemein. Der Scharfrichter in Passau soll dadurch das kaiserliche Heer mit neuem Muth belebt haben, daß er Zeddel gab, die jede Kugel abgleiten, keinen Hieb treffen ließen. Selbst Tilly galt für einen solchen gefrornen Mann. Der Stadtwundarzt in Halle, der ihn nach der Leipziger Schlacht verband und nichts als Quetschungen fand — weil ihn der Harnisch geschützt hatte — äußerte dies gegen alle Schweden. Der erste Artikel von Gustav's Kriegsrecht verbietet solche Hülfsmittel ausdrücklich. Wer dessen überwiesen wurde, — wie? sieht man freilich nicht recht ein — sollte streng, nach dem göttlichen Worte und den Gesetzen bestraft werden. Auch das Besprechen der Wunden, d. h. der Glaube, sie könnten durch gewisse Formeln geheilt, das Bluten daraus gestillt werden, war allgemeine Meinung.

So sehr inzwischen Gustav gegen solche Mittelchen war, so wurde doch noch vor hundert Jahren über die Beschaffenheit seines Zauberschwertes gestritten. Sein Glück im Felde schien dem Aberglauben nur dadurch begründet werden zu können.

*

Gustav Adolph's Einfluß auf das Kriegswesen im dreissigjährigen Kriege.

Als der Schneekönig aus dem damals noch ziemlich unbekannten Norden auftrat, der vernichtet sein sollte, ehe die Hundstage vorbei wären, wie sich der Wiener Hof damals ausdrückte, als Gustav Adolph landete, so

dauerte es nicht lange, und das ganze Kriegswesen erlitt manche bedeutende Veränderungen, welche die Kaiserlichen, um nicht mit ungleichen Waffen zu kämpfen, wider ihren Willen, wo nicht ganz, doch zum größern Theile, nach und nach aufnehmen mußten. Da Gustav Adolph nicht lange seines Triumphes genoß, so verfiel freilich Manches mit seinem Tode, was zum Theil das Beste war; Manches aber überlebte ihn dagegen dergestalt, daß es der Grund künftiger Einrichtungen ward. Alles das nun, was auf solche Weise dem schwedischen Heere unter ihm eigen war, sei mit wenigen Zügen hier angedeutet.

Gustav Adolph landete nur mit dreizehntausend Mann an Deutschlands Küste. Damit wagte er es, der kaiserlichen Macht die Stirn zu bieten, die schon seit zwölf Jahren so viel Siege als Schlachten zählte, und von einem General, Tilly, geleitet ward, welcher die alten Schläfe mit dem Lorbeer von 36 Schlachten schmückte. Aber er fürchtete weder dieses Heer, noch seinen alten Corporal, wie er den Graf Tilly nannte; denn was ihm an Menge abgieng, das ersetzte die Tapferkeit, die Mannszucht, die Gewöhnung an alle Strapazen in seinem Heere reichlich. Und in der That hatte er sich in Zeit von 22 Monaten zum Herrn von dem ganzen Striche gemacht, der von Ungarn und Schlesien bis an den Rhein, und von der Ostsee bis an den Constanzersee reichte.

Kurz vor Gustav's Erscheinen war ein Theil der alten Veteranen vom Kaiser verabschiedet. Die Ueberreste waren mehr Bramarbasse, als ächte Krieger, ausschweifend, übermüthig im höchsten Grade, in Allem also das Gegenstück vom kleinen schwedischen Heere, das damals in seinem Lager eine Schule der Kriegszucht und Mäßigkeit war, und wo der König zu letzterer das Beispiel gab. „Niederdrücken, sagte Gustav, will ich die Deutschen keineswegs!“ Die polnischen Feldzüge hatten die Schweden zu allen Entbehrungen gewöhnt. Sie konnten im Sommer, wie im Winter, wo sie warme lappländische Pelze trugen, im Lager ausdauern, das ihnen Heimath, Heerd, Vaterland war, und wo sich bereits ein junges Geschlecht von neuen Kriegern bildete, die, noch Knaben, an Unerschrockenheit mit Männern wetteiferten. Als Beispiel davon diene folgender Zug. Wenn das schwedische Heer sein Lager veränderte, so war das Erste, den sichersten Platz für ein Zelt auszusuchen, wo diese Jugend unterrichtet werden konnte. Diese Gewohnheit blieb unter allen Nachfolgern, die das Commando bei dem schwedischen Heere, statt Gustav Adolph, führten. Eines Tages aber riß doch eine Canonenkugel zweien Knaben in den Schulstunden den Kopf weg. Es entfiel den andern weder Feder noch Buch. Sie blieben ruhig, wie junge Spartaner. Harte Strafen fanden in Gustavs Heere wenig statt. So strenge er gegen die Offiziere war, so schonend war er gegen die Gemeinen. Sein Grundsatz war, daß der Tapfere lieber den Tod duldet, als eine entehrende körperliche Züchtigung. Seine Herablassung, seine stete Gegenwart bei Musterungen und Waffenübungen bewirkte, was sonst kaum die Furcht erzeugt. Fast der Name jedes Soldaten war seinem Gedächtnisse gegenwärtig, und seine Geduld ging so weit, daß er bei Fehlern der einzelnen Soldaten oft selbst vom Pferde stieg und ganz freundlich den Fehlenden zurecht wies.

So lange er lebte, desertirte fast kein Schwede; und noch lange nach seinem Tode war das ganze Heer ein zusammenhängendes Ganze. Die Reuter hatten ihre Buben; und diese traten an ihre Stelle, wenn jene fielen. Der Lieutenant rückte dem Hauptmann in dem nämlichen Falle nach. Und so war in dem Ganzen eine Ordnung, die bei heftigen Treffen jedes Regiment auf eine unglaubliche Art zusammenhielt. Anciennetät war hier als Grundsatz zur Fortbeförderung genommen, und nur anerkanntes Verdienst machte davon die Ausnahme. Geburt und Verwandtschaft entschieden nichts.

Das ganze Heer hatte sein Feldconsistorium und jedes Regiment 2 Prediger, die jährlich mit 400 Thlr. ungefähr besoldet waren. Auf die Sittlichkeit hatten dieselben um so mehr Einfluß, jemehr die protestantische Geistlichkeit von jeher darin viel durch das eigene Beispiel wirkte. Die Vortheile davon waren, daß alle Städte Deutschlands lieber schwedische Besatzung, als kaiserliche hatten, und daß Aufstände, Meutereien in eroberten, selbst katholischen Ländern gegen die schwedischen Truppen sehr selten waren. Und doch mußte die große Fläche, die wir vorhin nannten, durch eine Handvoll Truppen geschützt werden, und auf ihr lagen beinahe 3000 Städte und Schlösser, und man konnte des Mittags in der einen, wo Schweden standen, essen, und des Abends in einer andern, von ihnen besetzten schlafen, so lange man von der Ostsee bis zum Bodensee kam.

Schon im 22ten Jahre, als Gustav Adolph Riga belagerte, machte er ein Kriegsrecht für sein Heer, das er nachher von Zeit zu Zeit verbesserte. So wurde schon im ersten Feldzug eine solche „Kriegsordnung“ publizirt, die in siebzehn Artikeln bestand, und für jene Zeit ein Meisterstück genannt werden kann. Darauf gründete sich aber freilich nicht allein diese Mannszucht, sondern auf die stete strenge Beachtung einer solchen Kriegsordnung, die den Soldaten endlich zur Gewohnheit wurde. Die Deutschen allein machten ihm am meisten zu schaffen. Ihre Plünderungssucht wußte er 1637 kaum noch zu bändigen.

In dem, was die Kriegskunst eigentlich ausmacht, hatte Gustav eine Menge Entdeckungen und Verbesserungen gemacht. Seine Art, sich im Felde zu verschanzen, einen Haufen durch den andern zu unterstützen, die Unordnung eines ganzen Heeres, wenn eine Schlacht geliefert wurde, zu verhindern, die Aufstellung in dünne Linien, die Vertheilung des Geschützes, des Fußvolkes unter die Reuter, waren vorher ganz unbekannt. Als sich in Breitenfelds Ebene das Heer diesseits des Loberbaches entwickelte, erschrack Tilly dergestalt, daß er für

geraume Zeit alle Geistesgegenwart, allen Muth verlor. Der schwedische Krieger war gut und warm gekleidet, ganz dem Tillyschen Grundsatz entgegen, der zufrieden war, wenn der zerlumpte Soldat nur eine tüchtige Muskete hatte. Gustav Adolph wußte zuerst in die Massen des Heeres auf dem Schlachtfelde Beweglichkeit zu bringen. Die großen, unförmlichen Tertien, in denen Tilly und Wallenstein ihre Truppen aufstellten, lösten sich bei ihm in Linien, die 2 bis 3000 Mann starken Regimenter in die Zahl von 1200 und späterhin 1000 Mann auf, was eine leichte Uebersicht für die Offiziere, eine Gelegenheit, verdiente Männer zu belohnen und anzustellen gewährte. Er war der erste, der bei jedem Regimente 4 Wundärzte anstellte. Die Kaiserlichen wußten davon fast nichts. Selbst Tilly eilte nach Halle, als er bei Breitenfeld verwundet war, sich dort verbinden zu lassen. Sie hatten den Grundsatz, einen Soldaten zu kuriren, kostet mehr, als einen Recruten anzuwerben.

Die Colonne, das Pelotonfeuer und die ledernen Canonen sind, als eben so viele Erfindungen von Gustav Adolph vornemlich bekannt. Außerdem führte er die Dragoner, d. h. Reiter ein, die auch zu Fuße fechten konnten. Er gab dem Fußvolke, statt der Bajonetts, eine Art Lanze oder Piken; er legte den Grund zu den mancherlei Schwenkungen. Und wenn auch manches vergessen ist, was wir hier nannten und nicht nannten: immer zeiget es doch seine Erfindungskunst auf der einen Seite; auf der andern Seite war es nur verbessert, und man vergaß, daß er der Erfinder war. So entdeckte er auch ferner, daß ein kurzes Canonenrohr die Kugel weiter treibt, als das zu lange. Auf die Bildung der langen Linie, statt der dicken Haufen oder Tertien, welche die Kaiserlichen aufstellten, brachte ihn die Ansicht, daß eine gleiche Anzahl Fußvolk einer gleich großen Menge Reiter widerstehen kann.

Bei der Reiterei verwandelte er die Musketen in Carabiner. Die Rüstung wurde vereinfacht, auf Brustharnisch und Pikelhaube zurückgebracht, die lange Pike verkürzt.

So oft wirklich gute Veränderungen bei einem Heere eingeführt werden, so ist es schon jedem andern, das ohne dieselben bleibt, unter übrigens gleichen Umständen überlegen. Und ist dies richtig, so darf es uns nicht wundern, wie Gustav Adolph fast stets siegreich war, wie erst nach seinem Tode die schwedischen Waffen in der Hauptsache immer das Uebergewicht über die kaiserlichen hatten. Nur ungern, und noch weniger vollkommen, ahmten die Kaiserlichen manche schwedischen Einrichtungen nach. Viele konnten sie nicht einmal so nachahmen, weil sie nur Sache langer Uebung und Gewohnheit waren. So z. B. konnten die Schweden den strengsten Winter im Felde aushalten. „Im Winter, sagte Gustav Adolph daher, „kann ich mehr ausrichten, als im Sommer!“ und gieng 1630 bei der größten Kälte über die Oder, um Greifenhagen zu stürmen, Garz zu nehmen u. s. w. Clima des Vaterlandes, warme Kleidung und die polnischen Feldzüge hatten sie daran gewöhnt. Gustav Adolph dachte also nie eher an Winterquartiere, als bis er seinen Zweck vollkommen erreicht hatte. Und seine Generale nach ihm liessen davon nicht ab. So wurde oft durch Hartnäckigkeit auf dieser Seite gewonnen, was etwa in einem einzelnen Terrain verfehlt ward.

(Schluß folgt.)

Literatur.

In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart erscheint und es nehmen alle Buchhandlungen auf dieses interessante Geschichts- und Bilderwerk Bestellungen an, von welchem bereits zwei Lieferungen die Presse verlassen haben:

Friedrich der Große,
König von Preußen.

Sein Leben und Wirken; nebst einer gedrängten Geschichte des siebenjährigen Krieges. Für Leser aller Stände, nach den besten Quellen historisch-biographisch bearbeitet

von

Theobald Chauber.

Des größten deutschen Helden und Staatsmannes, Friedrichs des Großen, Wirken nach Innen und Außen, allen Ständen in einem lebenskräftigen Bilde nahe zu stellen, wahr, scharf gezeichnet und ohne Uebertreibung, ist der Zweck dieses Werkes. Wie Friedrich als Selbstherrscher die Idee des Staats in sich auffaßte, wie er sie darstellte, nach Innen als Gesetzgeber, nach Außen als Staatsmann und Feldherr; wie er, der Willkühr feind, in fester Hand des Staates Zügel hielt, sein Volk heranbildend zu selbstständiger Theilnahme an den großen Weltereignissen; wie er, anstrebend zum Ideale des monarchischen Princips, einwirkte auf Mit- und Nachwelt, soll hier eine treue Schilderung in gemeinfaßlicher Sprache zeigen. Noch lebt im Volke Friedrichs thatenreiches Leben, und die geniale Richtung seines Geistes, der entscheidend in der Schlacht, weise im Rath, volksthümlich mit dem Volke war. Nicht als kalter Geschichtschreiber wird der Verfasser seinen Helden schildern, sondern wie derselbe noch heutzutage bewundert und geliebt im Andenken des Volkes lebt.

Auch die Geschichte des denkwürdigen siebenjährigen Krieges, der ruhmvolle Vorbote der Kraft, welche Preußen später in einem noch größern Maßstabe zu entfalten berufen war, wird in gedrängter Darstellung, mit steter Hinweisung auf den Alles belebenden Geist des großen Königs, den Lesern hier vor die Augen gerückt werden.

Die Sprache des Werkes wird einfach, edel, den Gebildeten aller Stände zugänglich sein, da der Verfasser für das Volk, nicht für die Gelehrten schrieb, obwohl alle Quellen sorgfältig benützt sind.

Dieses Werk erscheint in vier elegant broschirten Lieferungen, deren jede 8 bis 9 Bogen stark ist und 6 Batzen kostet.

Es kostet demnach das vollständige Werk, welches 32 — 36 Bogen stark sein wird, im Subscriptionspreise nur 3 Fr. 6 Bz. Der Ladenpreis, welcher nach Erscheinen der dritten Lieferung eintritt, wird um die Hälfte erhöht. Sammler erhalten von jeder Buchhandlung auf 10 Exemplare ein Frei-Exemplar.

Zu gefälligen Aufträgen empfiehlt sich

C. Langlois in Burgdorf.

Für die Redaktion: F. Manuel, Oberförster, Offizier der Artillerie.

Druck von C. Langlois in Burgdorf.